

Von dieser Zeitung erscheint wöchent-
lich eine Nummer von in der Regel
zwei Bogen in Umschlag. —

Preis des ganzen Jahrgangs von
52 Nummern 8 Thlr. Abonnement
nehmen alle Postämter, Kunst- und
Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Sechsendreißigster Jahrgang.

Neue Folge

Zweiter Jahrgang.

No. 5.

Donnerstag, am 29. Juli.

1852.

Lancelot v. Letorieres.

(Schluß.)

Lancelot stammte wirklich von einer alten ad-
lichen, aber gänzlich verarmten Familie ab, die sich
von Letorieres schrieb. Seine Gönner und Gön-
nerinnen riethen ihm, die Erneuerung seines Adels
bei dem König Ludwig XV. nachzusuchen, weil die-
sem die schöne Gestalt des jetzt zwanzig Jahr alten
Jünglings aufgefallen war; er hatte zwar den Zu-
tritt in vielen Häusern vom höchsten Range, aber
doch mit gewissen, die Etiquette gebietenden Be-
schränkungen und hauptsächlich einige von sei-
nen Beschützerinnen, deren Liebling er war, wünsch-
ten, diese Absonderung beseitigt zu sehen; dies
konnte nur stattfinden, wenn sein Adel erneuert wurde;
dann war er coursfähig. Lancelot ließ sich daher
seinen Stammbaum anfertigen, und reichte ihn bei
dem Könige mit der Bitte ein, seinen alten Adel
und das Recht coursfähig zu sein, allergnädigst anzu-
erkennen. Der König übergab die Bittschrift an
Herrn Cherin, dem die Prüfung solcher Gesuche oblag.

Lancelot ging, noch ungewiß, welcher Bescheid
ihm über seine Bittschrift zu Theil werden würde,

in dem Garten von Versailles spazieren. Der
König bemerkte ihn, und er fiel ihm auf.

Einige von seinen Hofleuten erkundigten sich
nach dem schönen jungen Mann; sie erhielten von
einem Paar Damen die Antwort: er nenne sich
Lancelot und stamme von der Familie v. Letorieres
ab. Der König hörte dies, ihm fiel die Bittschrift
ein, und er fragte den Rath Cherin:

„Was hat es eigentlich für eine Bewandniß
mit der Familie Letorieres, aus der dieser junge
Mann abstammen will?“

„Siere,“ erwiderte Cherin, „er stammt aller-
dings von dieser Familie ab, aber ich zweifle, daß
er für coursfähig gehalten werden kann.“

„Er ist auffallend schön,“ unterbrach ihn der
König, „und ich erlaube es, daß er mit als
Bicomente vorgestellt werde.“

Dies geschah und von dieser Zeit an sah man
den Bicomente viel bei Hofe, er zeigte sich auf
einmal in einer, seinem Stande angemessenen
Weise; es fehle ihm nicht an Geld, und
man schrieb dies hauptsächlich seinem Zartgefühl
und seiner Verschwiegenheit gegen das schöne Ge-
schlecht zu. Eine seiner Großtanten war Calvinistin
geworden, und hatte nach der Zurücknahme des

Etikets von Nantes sich nach Hannover geflüchtet, und ihr sehr großes Vermögen glücklich in Sicherheit gebracht.

Der Vicomte, als der rechtmäßige Erbe machte Ansprüche auf dieses Vermögen, das man als herrenlos eingezogen hatte. Er wandte sich darauf, da man sie nicht beachtet, als rechtmäßiger Erbe an das Reichskammergericht, und das Urtheil fiel zu seinen Gunsten aus. Nicht minder glücklich war er in allen Rechtsstreiten, und vor das Tribunal des Ehrengerichts geladen, wurde sein Gegner jedesmal zur Abbitte verurtheilt. Man behauptete, er verdanke dies der Anmuth und dem Anstand, womit er vor den Marschällen erschien.*) Diese Behauptung fand in dem Urtheil des Erzbischofs v. Paris, v. Beaumont Bestätigung, denn dieser hatte von ihm gesagt:

„Er gleicht einer Schlange des irdischen Paradieses. Wenn er vor einem geistlichen Gerichte erscheinen müßte, so würde ich ihn in eine Kutte mit der Kapuze über den Kopf verhüllen lassen, denn wenn man ihn sieht, hat er immer schon gewonnenes Spiel.“

Er wurde nicht allein von Allen, mit denen er in nähere Berührung kam, wegen seiner Schönheit, die dadurch noch einen höheren Werth erhielt, daß er keine Ahnung von ihr zu haben schien, bewundert, sondern ganz Paris zollte ihm diese Bewunderung. Wenn er sich im Theater sehen ließ, so wurde er oft bei seinem Erscheinen in einer Loge vom Publikum beklatscht; dann sah er sich neugierig um, und sein forschendes Auge suchte ohne Affectation den Gegenstand, der ein solches Applaudissement verursacht haben könnte. Er war ein sehr gewandter Fechter und bestand sehr oft, fast immer mit Glück, einen Zweikampf. Wenn er in einem Cavalier; der einer Dame den Hof machte, einen begünstigten

*) Ein Zeitgenosse Lancelots schilderte seinen Anzug, wie er eines Abends in einer Loge des Theaters sich dem Publikum zeigte, auf folgende Weise: „er trug ein Kleid von strohfarbigem Moor, mit goldenem, grün durchwirkten Besatz und mit Knöpfen in Brillanten gefaßten Kopalen, und eine Frisur, die nach seinem Namen genannt wurde und lange die Lieblingsmode aller jungen Zierbengel blieb. Wenn man sich ihn in diesem Costüm jetzt denkt, so muß er allerdings sehr schön gewesen sein, um nicht gefenkhaft lächerlich zu erscheinen.“

Nebenbuhler sah, so suchte er Händel, gerieth, bei der entferntesten Anspielung, welche ein zweideutiges Licht auf die Dame werfen konnte, in den heftigsten Zorn und rief mit donnernder Stimme: „schändlicher Lügner!“ das war denn stets das Signal zum Blutvergießen.

Im Jahre 1772 hatte er einen solchen Zweikampf mit dem Grafen v. Melun gehabt, und war eben von einer nicht unbedeutenden Wunde geheilt worden. Als er sich zum erstenmal wieder im Schauspielhause sehen ließ, begrüßte man ihn mit ungestümen Klatschen. Er zog sich sogleich in den Hintergrund der Loge zurück, und man rühmte solches überall als einen Beweis seines feinen Taktes.

Der Vicomte hatte sich hauptsächlich das Wohlwollen der Pariser erworben, und er war dessen gegen diejenigen dankbar eingedenk, die ihn in seiner Dürftigkeit unterstützt hatten. Er bezahlte nicht nur alle seine Schulden, sondern machte auch der Frau des Schneiders nach Berichtigung seiner Rechnung und des stillschweigenden Darlehns von 300 Livres, ein werthvolles Geschenk mit einem Paar Ohrringen von Brillanten. Auch dem Fiackerkutscher Sicard vergaß er nicht; er empfahl ihn der Prinzessin Adelaide, und als er ihr sein Abenteuer mit ihm erzählte, sagte er:

„Sie würden mich sehr glücklich machen, gnädigste Prinzessin, wenn Sie ihn als Kutscher in Ihre Dienste zu nehmen geruhen wollten.“ Sie versprach seine Bitte zu erfüllen. Er ließ nun den Fiackerkutscher auffuchen und zu sich bescheiden.

Als dieser sich einfand, fragte er ihn:

„Kennt Ihr mich noch?“

Der Befragte sah ihn nur einige Minuten an, dann erwiderte er:

„Wie sollt' ich Sie nicht wieder kennen; Sie sind der schöne junge Herr, den ich vor vielen Jahren, bei einem schrecklichen Platzregen in die Gegend des Justizpallastes gefahren habe.“

„Und zwar umsonst; nicht wahr?“ fragte der Vicomte.

„Das weiß ich nicht mehr.“

„Auch nicht, daß Ihr mir damals einen Louisd'or geliehen habt?“

„Davon weiß ich gar nichts.“

„Ich aber, mein ehrlicher Freund! ich habe nicht ein so kurzes Gedächtniß, wie Ihr Euch stellt.“

— Hier ist meine Schuld mit den Zinsen und es versteht sich, mit großem Dank für den langen Credit.“

Er drückte Sicard ein Papier in die Hand, in welchem sich zehn Louisd'or befanden. Sicard fühlte, daß in dem Papier eine bedeutende Summe sich befinden müsse und weigerte sich, solche anzunehmen. Endlich, nach vielem Hin- und Herreden, verstand er sich dazu.

„Ihr habt gewiß ein beschwerliches Geschäft,“ fragte v. Letorieres, „und es bringt Euch doch wohl nicht so viel ein, daß Ihr etwas bei Seite legen könnt, um auf Eure alten Tage nicht Noth zu leiden?“

Der Fiakerkutscher zuckte mit den Achseln und antwortete: „darin haben Sie freilich Recht, gnädiger Herr! aber Gott ist barmherzig und ich vertraue ihm; er verläßt die nicht, die seine Gebote so viel als möglich heilig gehalten haben.“

„Ihr habt Euch nicht geirrt, guter Sicard!“ sprach der Vicomte, und klopfte freundlich und vertraulich dem Fuhrmann auf die Schulter; „ich habe Euch die Stelle eines Kutschers bei der Prinzessin Adelaide verschafft. Meldet Euch bei ihrem Hofmarschall, sagt, wer Ihr seid, und daß ich Euch schicke, so werdet Ihr in die Dienste Ihrer königlichen Hoheit treten und zeitlich versorgt sein.“

Sicard war wie versteinert; er wußte nicht, ob er des Vicomte Worte für Ernst oder Scherz nehmen sollte. Er traute zwar dem Vicomte keine hämische Fopperei zu, da er sich so herablassend und wohlwollend gezeigt hatte, aber nach einigem Besinnen sagte er doch, um ganz sicher zu sein: „gnädiger Herr! wird man mir auch im Pallast der Prinzessin Glauben schenken? — Keiner kennt mich. — Haben Sie die Gnade, mir ein Paar Empfehlungszeilen zu meiner Legitimation mitzugeben.“

„Ihr seid ein Sicherheitskommissarius!“ rief der Vicomte lachend aus. „Aber Ihr habt Recht. Ihr sollt einige Zeilen zu Eurer Empfehlung haben.“

Er schrieb sie, sie waren an das Hofmarschallamt der Prinzessin gerichtet; er händigte sie Sicard ein, dieser gab sie ab und, zu seiner großen Freude, erhielt er die Anstellung.

Daß es Letorieres unter der Regierung eines Ludwigs XV. und bei einer so allgemein herrschenden Frivolität nicht an galanten Abenteuern gefehlt, davon war man am Hofe in Paris und in dessen Umgegend überzeugt, aber von einzelnen Fällen hütete man sich zu sprechen. Der Vicomte hatte es sich zu einer heiligen Pflicht gemacht, darüber die größte Verschwiegenheit gewissenhaft zu beobachten und wer nur auf die entfernteste Weise darauf anspielte, er habe ein Liebesverständnis mit einer Dame, der konnte sicher darauf rechnen, sich mit ihm schlagen zu müssen. Daher sind auch keine speciellen Umstände solcher Liaisons von ihm bekannt geworden. Nur eine, und zwar seine letzte, machte eine Ausnahme, da sie ein so tragisches Ende genommen hat. Unter den fremden Prinzessinnen am französischen Hofe befand sich auch die junge Prinzessin Julie Victoria v. Savoyen-Carignan. Sie verliebte sich leidenschaftlich in den schönen Vicomte, der auch seinerseits bald für sie, bei ihrer Liebenswürdigkeit, gleiche Gefühle in seinem Herzen nährte. Es ist ein Sprichwort, das auf unbestreitbarer Wahrheit beruht: „Liebe und Husten lassen sich nicht verhehlen,“ und wenn auch der Vicomte, welterfahren, sich behutsam benahm, so war die jugendliche Prinzessin zu unerfahren, als daß sie die Kunst verstanden hätte, sich zu verstellen. Ihre Liebe zu dem Vicomte blieb kein Geheimniß. Die Familie der Prinzessin beunruhigte diese Zuneigung sehr, und ihre Tante, die Marschallin von Soubise bewirkte, daß die Prinzessin nach der Abtei Montmartre gebracht wurde. Hier erwies man ihr zwar der äußeren Form nach alle ihrem Range gebührende Ehrfurcht, aber sie war doch weiter nichts, als eine Gefangene.

Der Vicomte fand trotzdem doch Gelegenheit, mit der Prinzessin ein heimliches Verständnis zu unterhalten. Dies wurde indeß entdeckt, man ertappte eine Botschaft, und fand eine Seidelleiter. Die Marschallin von Soubise gerieth darüber in Wuth und bestimmte den Baron von Ugeon, einen der Hofcavaliers der Prinzen von Rohan-Soubise, den Vicomte von Letorieres zu einem Zweikampf aufzufordern. Er nahm dies Kartell unbedenklich und mit Freuden an, indem er versicherte: es mache ihn sehr glücklich, als Ritter für eine so achtungs- und liebenswürdige Prinzessin in die Schranken

zu treten, nur könne er sich nicht eher stellen, als bis der König von den Blattern genesen, weil er diesen während seiner Krankheit zu pflegen verpflichtet wäre. Dagegen war kein Einwand zu machen, und der Zweikampf wurde aufgeschoben.

Ludwig XV. genas aber nicht, er starb, und der Vicomte zögerte nicht, dem Baron v. Ugeon wissen zu lassen, er sei zu jeder Stunde bereit, sich mit ihm zu schlagen. Der Zweikampf fand statt, und der Vicomte erhielt zwei Wunden in der rechten Seite. Er wurde in seine Wohnung gebracht, verbunden und, da man die Wunden für gefährlich hielt, versagte man, mit Ausnahme seiner Dienerschaft, des Arztes und seines Gehilfen, Jedermann den Zutritt zu ihm. Dies geschah aus Schonung für die Prinzessin, denn dann würde es allgemein geheißen haben, daß er deren Paladin gewesen, und für sie sein Leben aufs Spiel gesetzt hätte. Dies sollte vermieden werden, und man verbreitete daher das Gerücht, der Vicomte sei von dem verstorbenen König angesteckt worden, und liege ebenfalls an den Blattern darnieder.

Die Prinzessin hatte mehrmals dem Vicomte nächtliche Rendez-vous in der großen gewölbten Halle des Klosters, die zum Kirchhof führte, gegeben, und zu ihrer Entschuldigung darf nicht unerwähnt bleiben, daß sie nicht nur Hoffnung hatte, ihren Geliebten heirathen zu dürfen, sondern, daß der König ihm seine Erlaubniß dazu fest zugesichert hatte. Da des Vicomte Wunden sich zu bessern schienen, so konnte er der Sehnsucht nicht widerstehen, die Prinzessin wieder zu sehen, und er ließ ihr wissen, daß sie ihn an einem bestimmten Tage (es war der achte nach seinem Zweikampf, in der Nacht in der Vorhalle des Klosters erwarten möchte. Sie empfing diese Nachricht ohne Schwierigkeit, da man vor einem so schwer Verwundeten gesichert zu sein glaubte, und man ihr, seit dem Duell des Vicomte und dessen unglücklichen Ausgang für diesen, von dem ihr die Marschallin von Soubise mit Schadenfreude Nachricht gegeben, mehr Freiheit gestattete; man wollte ihr dadurch recht deutlich machen, wie nur die Liebe zu diesem ihr solche harte Behandlung zugezogen habe, und wenn sie die Thorheit einer solchen Leidenschaft einsähe, würde man sie unbedenklich in ihre früheren Verhältnisse eintreten lassen.

Die Nacht zu der Zusammenkunft des Vicomte mit der Prinzessin war erschienen. Er machte sich auf den Weg nach der Abtei Montmartre und am Morgen fand man ihn in seinem Blute schwimmend todt. Er mußte mit vieler Anstrengung die Mauer erklettert haben, dadurch hatte sich der Verband von seinen Wunden gelöst, er hatte auf der Mauer das Gleichgewicht verloren und war heruntergestürzt; die Strickleiter hing nur zur Hälfte an der inneren Seite der Mauer. Er mußte sich mit großen Schmerzen nach der Vorhalle geschleppt, und dort, ohne Hilfe zu rufen, verblutet haben.

Die Prinzessin hatte lange auf ihn an dem bestimmten Orte des Rendez-vous gewartet; da er nicht erschien, so kehrte sie wieder in ihr Gemach zurück. Die Nachricht von seinem Tode und wo man seine Leiche gefunden, erschütterte sie so, daß sie von einer Ohnmacht in die andere fiel, und daß sie noch lange an Krämpfen litt. Wenn man seinen Namen nannte, so fuhr sie zusammen und zitterte an allen Gliedern, wie von Fieberfrost geschüttelt; der Gedanke, daß er aus Liebe zu ihr, gestorben, war für ein Herz, das ihn so innig geliebt, eine grausame Folter. Die Leiche des Vicomte, der auch noch im Tode auffallend schön war, wurde bei Seite und dann tief verhüllt in seine Wohnung gebracht. Um den Ruf der Abtei zu schonen, suchte man dieses traurige Ereigniß zu vertuschen, es hieß, der Vicomte sei an den Blattern gestorben, und er wurde feierlich zur Erde bestattet. Nach seinem Tode fand es sich, daß er zwar viele Schulden hinterlassen, aber doch so viel Vermögen, daß nach deren Berichtigung noch ein ansehnliches Kapital übrig blieb, in das sich, da er keine Erben hinterlassen, die drei Procuratoren, welche die Regulirung seines Nachlasses übernommen, unbedenklich theilten.

Karl Müchler.

Die Geschwister St. Hilaire.

(Fortsetzung.)



St. Hilaire hatte seine Heimat vor dem Tode seines Vaters verlassen; er gehörte zu den

ersten jener Emigranten, die Ruhe und Sicherheit in einem fremden Lande suchten. Seine Schwester war ein Kind, und ward hinter den finstern Mauern eines Klosters erzogen. Die Pflichten des militairischen Dienstes, in den er schon früher getreten war, hatten ihm nicht erlaubt, oft nach Paris zu kommen, und Claudine hatte ihn daher nur selten gesehen, so daß es kein Wunder war, daß sie ihn jetzt, zumal ein Pelz seine Gestalt verhüllte, in jenem Augenblick des Tumults nicht erkannte.

Der Schrecken, den diese Nachricht mir erregte, ward von Claudinen getheilt. Von allen lebenden Menschen hätte ich ihrem Bruder vielleicht am liebsten einen Dienst geleistet, er war gewiß derjenige, den ich zuletzt beleidigt haben würde; aber ich fühlte, daß es, nach dem was vorgefallen war, ungemein schwierig sein würde, ihn von meinem guten Willen zu überzeugen. Es lag in dem Benehmen St. Hilaire's etwas, welches deutlich den Charakter verrieth, den er späterhin auch zeigte, und mich faßte von diesem Augenblick an ein banges Vorgefühl in seiner Rücksicht. Ich überließ es Claudinen, ihre eigenen Maßregeln zu nehmen, um sich ihrem Bruder zu erkennen zu geben, und harrete mit Ungeduld dem Ende meines Arrestes entgegen, um zu sehen, welche Wendung unser Streit nehmen würde. Dies fand früher statt als ich erwartet hatte; nach zweien Tagen schon ward meine Gefangenschaft aufgehoben, aber ein Befehl, vom Hofe ausgegangen, verbot uns beiden unseren Zwist auf irgend eine Weise zu erneuen, wobei er uns zugleich — was kein Hof in der Welt befehlen kann — eine völlige Vergessenheit des Vorgefallenen anbefahl. Ich meinerseits ward genöthigt eine Art von Erklärung von mir zu geben, daß ich gehorchen wolle, welches ich auch recht gern that, als ich erfuhr, daß dem Grafen von dem Befehlshaber seines Regiments etwas Aehnliches auferlegt worden sei. Ich hatte späterhin Grund zu vermuthen, daß man ihn um so leichter bewogen hatte, sich hierin zu fügen, da man ihm vorstellte, wie so tief sein Gegner im Range unter ihm stehe. Ich war weit entfernt dies damals zu ahnen, sonst hätte mein warmes Blut — und warmes Blut hatte ich, obgleich ich ein Holländer war — mich gewiß nicht Ruhe halten lassen.

Während so scheinbar der Streit zwischen uns geschlichtet wurde, hatte Claudine das Ihrige gethan,

den Friedensschluß dauernd und aufrichtig zu machen. St. Hilaire war anfangs ungemein überrascht, als er in ihr seine Schwester erkannte, und er erstaunte über ihre Reize und über ihre Liebenswürdigkeit. Das liebe Mädchen sparte gewiß keine Beredsamkeit, um ihn freundlich gegen mich zu stimmen, dies aber glückte ihr nicht so wie sie wünschte. Der Graf konnte zwar nicht leugnen, daß ich dem Anschein nach edel und zartfühlend gegen seine Schwester gehandelt hatte, aber er bemühte sich mein Verdienst zu schmälern, und sie glauben zu machen, daß mein Betragen am Ende unklar und eigennützig sein könne. Ich brannte vor Zorn, aber was sollte ich thun? Ich konnte doch nicht mit dem Bruder meiner Geliebten auf's Neue Streit beginnen, und hätte ich es auch gethan, würde ich dadurch nichts gebessert haben, denn obgleich sie eben so sehr als ich über seine Ungerechtigkeit klagte, konnte ich sie doch nicht bewegen, sich gegen seinen Willen aufzulehnen. Sie war ohnehin noch lange nicht mündig, und so hatte sie weder nach den Gesetzen ihres, noch des Landes, in dem sie lebte, ein Recht über sich zu verfügen.

Und nun dachten wir Beide mit Bedauern an Schweden, an den ehrwürdigen Pfarrer und an das stille Glück, dessen wir uns unter seinem Dache erfreueten. St. Hilaire entschloß sich indeß nach einigen Tagen mir persönlich für den Schutz zu danken, den ich seiner Schwester gewährt hatte. Er that dies mit einem so stolzen Wesen, daß ich zu vermuthen begann, er glaube sich und seine Schwester nun aller Verpflichtungen gegen mich entledigt zu haben. Aber ich hatte nicht lange Muße über sein Betragen nachzusinnen, denn gleich darauf zeigte er mir an, daß es nun seine Sache sei für Claudine zu sorgen, und daß er entschlossen wäre, sie von der allerdings sehr achtungswerthen Familie, bei der sie bisher gewohnt hätte, an einen für ihren Rang angemessenen Ort zu bringen; er würde indeß, sagte er, sehr glücklich sein, wenn er Gelegenheit hätte, meine ihr bewiesenen Artigkeiten wieder gut zu machen, wobei er auf einen pecuniären Ersatz anspielte, den ich zu fordern allerdings berechtigt wäre. Dies Letztere brachte mich aus aller Fassung. Ich wußte, daß er arm war, und ich glaubte mich reich genug, um sein halbes Regiment bezahlen zu können; aber jetzt war nicht die

Rede von Armuth und Reichthum, Ehre, Zartgefühl, und alles, was einem edlen Herzen theuer ist, stand auf dem Spiele. —

Ich gestand ihm einfach und gerade heraus, die gegenseitige Verpflichtung, die zwischen mir und seiner Schwester statt fand, ich betheuerte auf das Feierlichste, daß es keinen Ueberfluß gäbe, den ich nicht willig dem himmlischen Mädchen dargeboten haben würde, überzeugt, daß er dennoch mit ihren Verdiensten in keinem Vergleich stände. Aber ich hatte dabei nicht Gewalt genug über mich, das mir gemachte Anerbieten rücksichtlich eines Ersatzes nicht mit Verachtung zurückzuweisen; ich schloß mit der Versicherung, daß nichts in der Welt mich von Claudinen trennen sollte, und verwies ihn an sie, damit er erführe, ob sie mich aufzugeben gedächte.

Ich hatte jetzt die Sache bei weitem verschlimmert; St. Hilaire bezwang seinen Stolz hinlänglich, um mir mit Höflichkeit antworten zu können, aber ich konnte dennoch deutlich bemerken, daß ich ihn ungemein erbittert hatte.

Er schien sich nicht viel darauf auszuthun, daß ich ihn an seine Schwester verwies; er meinte, sie sei noch ein Kind, unfähig über sich selbst zu entscheiden, und er, — so gab er mir zu verstehen, — habe Einfluß genug bei Hofe, meinen etwaigen Gewaltschritten zu begegnen, denn der Sohn eines Kaufmanns, fügte er hinzu, gleichviel ob reich oder arm, könne nie die Schwester des Grafen St. Hilaire als Gattin heimführen. — Wir waren genöthigt hier unser Gespräch zu schließen, sonst hätte es eine noch ernsthaftere Wendung genommen. — Wir trennten uns beide unmuthig — beide entschlossen, unseren eigenen Weg zu gehen. —

Claudinen's Brust erfüllte tiefer Kummer, als sie den Erfolg unserer Unterredung erfuhr. Wir waren beide, wie ich schon früher erzählte, noch solche Neulinge der Welt, daß wir an einer freundlichen Aufnahme von Seiten des Bruders, falls wir ihn finden sollten, und an seiner Bewilligung unseres Plans nicht gezweifelt hatten. Wie groß mußte daher unsere Bekümmerniß sein, als wir jetzt sahen, welche Hindernisse er der Erfüllung unserer Wünsche in den Weg legte.

Claudine hielt sich indeß durch alle Bande der Dankbarkeit und der Liebe fest an mich gebunden; zwar glaubte sie sich wider durch ihre Jahre noch

durch ihre Erfahrung berechtigt, ihr eigenes Thun zu leiten; aber wenn sie sich auch vor der Hand St. Hilaire's Willen unterwarf, ermangelte sie doch nicht, ihm zu erklären, daß nichts als die Ueberzeugung meines Unwerthes, sie der gegen mich eingegangenen Verpflichtung entledigen könne, wobei sie es durchaus verweigerte, die von mir erhaltenen Geschenke zurückzugeben. „Nichts, was ihr auch je das Glück reichen könne,“ versicherte sie, „würde in ihren Augen mehr Werth haben, als diese Beweise ihrer Dürftigkeit und meiner uneigennütigen Großmuth. —“

St. Hilaire, ein gewöhnlicher Weltmensch, glaubte, seine Schwester wolle als eitles Mädchen sich nur ungeru von den von mir erhaltenen Geschenken trennen, er bestand nicht länger darauf, zufrieden, daß sie sich in der Hauptsache in seinen Willen fügte, brachte er sie noch an demselben Abend von ihrer bisherigen Wohnung, nach dem Hause der Marquise de Salière, einer jungen Französin von hohem Range, deren Gemahl, ebenfalls ein Emigrant, mit St. Hilaire in einem Regimente diente. Die finanziellen Verhältnisse des Marquis waren, wie man allgemein glaubte, in besserer Ordnung als die des Grafen; aber er lebte groß und elegant, und setzte nebst seiner Gattin die Verschwendung fort, deren sich beide früher in Paris hingegeben hatten. St. Hilaire gab ihnen darin nichts nach, und so gab ich der schwachen Hoffnung Raum, daß dies ganze altabliche Flittergebäude nächstens zusammenstürzen, und so Claudine wieder auf meine Unterstützung angewiesen sein dürfte. Wie tröstend war mir der Gedanke, daß sie sich in einem solchen Falle nicht gedehmüthigt und erniedrigt fühlen, sondern mir Gerechtigkeit wiederfahren lassen und mich verstehen würde. Ich hatte eine Unterredung mit dem theuren Mädchen, noch bevor sie das Haus unseres gemeinschaftlichen Freundes verließ. — Ihre Thränen, ihre Betheuerungen, ihre Schwüre ewiger Treue beruhigten den Unmuth meines Herzens. Ich konnte ihren Bitten nichts abschlagen, und ich versprach demnach die Zukunft mit einer Mäßigung abzuwarten, die zu zeigen ich anfangs nicht gesonnen war. —

Nach einigen Tagen schon ward mir dieser Zwang unerträglich; ich wog reiflich jeden Beweggrund von Interesse, Freundlichkeit, ja von Feind-

seligkeit ab, durch den ich vielleicht auf St. Hilaire wirken könne, aber vergebens. Er war ein Mensch, so ganz außerhalb meiner Sphäre, so querköpfig, so engherzig, daß ich durchaus kein Mittel finden konnte, mich ihm zu nähern. Ich fühlte mich tausendmal versucht, die verzweiflungsvollsten Wege einzuschlagen, aber wozu konnte das führen? wir konnten ja beide nicht frei über uns verfügen.

So suchte ich denn nun meine Sorgen einigermaßen zu vergessen, Zerstreung in meinen Geschäften zu finden, denen ich mich thätiger als früher hingab. Ich hatte aber bald gegründete Ursache zu befürchten, daß jene dadurch vermehrt werden würden; denn als ich mich genauer von allen Unternehmungen meines Vaters unterrichtete, überzeugte ich mich, daß während ich nur an meine Liebe gedacht hatte, über meiner Familie eine drohende Gewitterwolke schwebte, die auch meine letzten Hoffnungen zertrümmern konnten. Ich bemühte mich nun, die verlorene Zeit wieder einzubringen, und mehrere Schulden einzutreiben, deren Betrag mir bisher nicht so bedeutend erschienen hatte, als es, wie ich jetzt einsah, der Fall hätte sein sollen. Mein Eifer aber kam zu spät; er hätte zwar auch zu nichts geholfen, wäre er früher erwacht; ich wäre aber dann im Stande gewesen, dasjenige besser zu ertragen, was folgte, — das nächste Schiff, welches aus Holland anlangte, brachte mir die Schreckenskunde mit, daß mein Vater sich insolvent erklärt habe.

Ich kann noch jetzt nicht an den furchtbaren Augenblick, in dem ich diese Nachricht empfang, ohne die schmerzlichsten Erinnerungen denken. Dieser eine Schlag vernichtete alle meine Hoffnungen, raubte mir jede Aussicht auf den Besitz Claudinens. — Denn wenn sie mir auch ihre Hand hätte reichen wollen, durfte ich sie annehmen? Im Gegentheil, Ehre und Rechtlichkeit schienen mir zu gebieten, sie der, gegen mich eingegangenen Verpflichtungen zu entlassen, um die Hoffnungen ihres Bruders zu erfüllen. Gegen diesen fühlte ich nun noch mehr Widerwillen als zuvor; ich konnte den Triumph nicht ertragen, den ihm der Zufall über mich verschaffte, ich bebte vor Zorn, wenn ich des Spottes gedachte, mit dem er jetzt gegen seine Schwester seine eigene Vorsicht, seinen Scharfsinn rühmen würde.

Ich war überzeugt, er würde engherzig genug sein, zu glauben, daß ich das Unglück meiner Familie vorausgesehen hätte, und daß ich überzeugt gewesen sei, für den Besitz Claudinens auch nicht das mindeste Opfer zu bringen. Ja es schien mir sogar einleuchtend, daß er im Uebermaaß seiner Eitelkeit meinen könne, ich hätte, rücksichtlich meines zukünftigen Fortkommens, Hoffnungen auf die Verbindung mit seiner Familie gebauet. Diese und ähnliche Betrachtungen, vereint mit mannigfachen, aus meiner nunmehrigen Lage entspringenden Widerwärtigkeiten, machten mich meines Lebens fast überdrüssig. Aber ich war es schuldig, mein Dasein für die theuren Meinigen zu erhalten, die wie ich litten, die aber nicht wie ich, Jugend und Gesundheit besaßen, gegen das Unglück anzukämpfen.

Meine Rückkehr in die Heimat ward mit jedem Tage nothwendiger, aber obgleich ich darüber nachsann abzureisen, ohne Abschied von Claudinen zu nehmen, fehlte es mir doch, da der Zeitpunkt näher kam, an Festigkeit dazu. Ich suchte eine Gelegenheit sie zu sprechen, und fand sie — die furchtbare Stunde der Trennung schlug, Claudine und ich schieden wie die meisten Liebenden — unter Thränen und Schwüren. Bevor ich sie verließ, verfehlte ich indeß nicht, ihr das Unglück zu berichten, welches mich betroffen hatte. Meine Geliebte, früher an Armuth und Entbehrungen gewöhnt, schien darüber eben nicht sehr bekümmert; ihre Begriffe von Glück beschränkten sich auf ein einfaches Mahl, auf ein Häuschen wie das unseres wackeren Pfarrers, und auf ein stilles friedliches Leben an meiner Seite. — Mein Herz aber empörte sich bei dem Gedanken, dem theuren Mädchen ein so dürftiges Loos zu bereiten.

„Höre mich an, meine Claudine,“ sprach ich, als wir uns trennten, „als ich Dir Hand und Herz bot, glaubte ich Dir wenigstens die Segnungen einer unabhängigen Lage dabei zusichern zu können: das Schicksal hat es anders gewollt und Dein Bruder richtiger gerechnet als wir glaubten. Nie werde ich der Schwester des Grafen St. Hilaire jene Vortheile rauben, die ihre Verdienste und ihre Schönheit ihr in so reichem Maße versprechen. — Hörst Du je auf, mich zu lieben, Claudine, o so betrachte unseren Bund wie aufgelöst; kein Kran-

kender Gedanke, kein Vorwurf meinerseits soll Dich betrüben."

Dies waren schönklingende Worte, späterhin aber überzeugte ich mich, daß sie nicht so aufrichtig waren, als sie schienen. Claudine weinte bitterlich, sie schwieg, aber ihre ausdrucksvollen Blicke sprachen deutlich genug. Ich schloß sie noch einmal in meine Arme, und schiffte mich dann nach Holland ein.

Wie so wenig glich diese Reise der Fahrt von Schweden hieher; die Schönheiten der Natur hatten keine Reize mehr für mich, denn schmerzvoll beschäftigten sich meine Gedanken mit der Vergangenheit, mit der Zukunft. Wir waren noch nicht lange unter Segel gegangen, als sich ein Sturm erhob, der mir die Fahrt noch unangenehmer machte. Als ich die Schiffsmannschaft von der Gefahr sprechen hörte, welche uns die unfernen Klippen bringen könnten, dachte ich an Claudine und an ihre unglückliche Mutter, wie sie den Gräuelszenen im Süden entflohen, um neuen Schrecknissen im Norden zu begegnen, um mit Elementen zu kämpfen, eben so furchtbar, als die Leidenschaften der Menschen.

Nachdem wir mehrere Tage lang mit den Wellen gekämpft hatten, waren wir, um Schutz zu suchen, genöthigt in einen kleinen schwedischen Hafen einzulaufen. Ich fühlte mich versucht an's Land zu gehen, und noch einmal den Boden zu betreten, auf den meine Blicke Claudinen zuerst geschauet. Aber ich bekämpfte dies Verlangen, gleich darauf ward auch der Wind günstig, wir setzten unsere Fahrt fort und kamen glücklich in Holland an.

Hier fand ich die Lage meines Vaters fast noch schlimmer als ich gefürchtet hatte; die Verwirrung in seinen Geschäften war so groß, daß es des angestrengtesten Fleißes bedurfte, um auch nur einigermaßen Licht in das Chaos zu bringen. Dies war nun größtentheils meine Arbeit, meine Tage waren ihr gewidmet, und wenn ich mich Abends erschöpft und ermattet niederlegte, war es nur, um am nächsten Morgen dasselbe unangenehme Geschäft auf's Neue zu beginnen; aber das Bewußtsein, der Erfüllung meiner Pflicht verschaffte mir dennoch eine Beruhigung.

Mein Vater war ein Mann von strenger Rechtchaffenheit und hellem Geiste; aber sein Wesen war nicht einnehmend, und sein Verstand von jener beißenden, zurückstoßenden Art, die sich

nur wenig Freunde erwirbt. Er hatte einen großen Speculationsinn, und seine Unternehmungen waren auch bisher immer glücklich gewesen; aber ein Zusammentreffen widriger Umstände hatte es jetzt anders gefügt. Die Folge davon war, daß man bitter über ihn absprach, ja daß man ihn verläumdete; er war zu stolz, um das zu ertagen, zu hülflos aber seinen Feinden die Spitze zu bieten. Seine Gesundheit unterlag diesem Kampfe, und ich fand ihn bei meiner Rückkehr so gefährlich krank, daß man für sein Leben fürchtete.

In den Stunden des Kammers und der Leiden lernen wir diejenigen, welche die Natur durch ihre heiligen Bande an uns knüpft, am meisten schätzen. — Auf dem Gipfel der Gesundheit und des Glücks glaubt sich der Mensch gewissermaßen unabhängig, selbstständig, und jene Bande scheinen ihm entbehrlich. In die entgegengesetzte Lage gestürzt, wie schnell wird er da von der eigenen Schwäche überzeugt; dann, dann lernt er erst recht den Werth der Freunde erkennen, die ihm die Natur schenkte.

Nie waren meine Aeltern mir theurer, werther als in jenen schwermüthigen Augenblicken, und noch jetzt kann ich nicht ohne den tiefsten Seelenschmerz der Stunde gedenken, in der mir der Tod meinen Vater raubte. Was bei diesem Unglücksfall noch den Kummer meiner armen Mutter vermehrte, war, daß ihr einziger Bruder, der durch den Bruch unseres Hauses gelitten hatte, sich vor mehreren Monaten schon kaltsinnig von uns zurückzog. — Es war ein Mann von einem bedeutenden Vermögen, und hatte daher den Stoß ausgehalten; aber er konnte es meinem Vater nicht verzeihen, daß er ihn dieser Schande ausgefetzt hatte, und so brach er allen Umgang mit unserem Hause ab. Bei dem Tode meines Vaters machte er zwar meiner Mutter einen Besuch, aber er äußerte kein Verlangen mich zu sehen, und ich war zu stolz, um mich in seine Nähe zu drängen.

Ich stand jetzt allein, nur auf meine eigene Kraft beschränkt, da; das spärliche Einkommen meiner Mutter, welches sie aus dem Schiffbruch ihres Glücks gerettet hatte, reichte kaum zu ihrem Unterhalte hin. Ich hatte von denen, die sich früher Freunde meines Vaters nannten, wenigstens nach meiner jugendlichen Meinung zuviel Kränkungen

erfahren, als daß ich auf sie für die Zukunft auch nur die mindesten Hoffnungen hätte bauen können. Jede Aussicht, Claudine je mein zu nennen, schien nun auf immer verschwunden; ich hörte nur selten von ihr, aber wenn auch die Briefe, die ich dann und wann von ihr empfing, ihre unveränderte Liebe aussprachen, erhielt ich doch von meinem Freunde, dem Kaufmann zu St. Petersburg, Berichte in ihrer Rücksicht, die, wenn sie auch in meiner Brust gerade kein Mißtrauen gegen die Geliebte erweckten, dennoch meine Eifersucht rege machten. Vielleicht war es die gutgemeinte Absicht dieser herzlichen Menschen, mich zu bewegen, einer Verbindung zu entsagen, aus der, wie sie glauben mochten, weder für mich noch für Claudine Heil erwachsen könne. Ich fühlte unter diesen Verhältnissen einen mächtigen Antrieb, mein Glück außerhalb Landes zu versuchen, aber zwei entgegengesetzte Gefühle hielten mich noch immer davon ab. Der Gesundheitszustand meiner Mutter ward mit jedem Tage bedenklicher, sie hatte in dieser Welt keinen Trost als mich, und der Zeitpunkt, der ihr Leben enden würde, schien so nah, daß ich vor dem Gedanken erbebt, ihn vielleicht durch meine Trennung von ihr noch zu beschleunigen.

In diesem Zustande des Schwankens und der Unentschlossenheit ward mir ein Vorschlag von einem Handlungshause gemacht, mit dem mein Vater früher in Verbindung gestanden hatte. — Meine Mutter drang in mich, den Antrag anzunehmen, sie theilte mir zwar nicht ihre Gründe mit, denn sie mochte vielleicht glauben, daß sie mir nicht einleuchten würden; aber ich sah, daß ihr die Sache sehr am Herzen lag. Die Stelle war zwar nicht wie ich sie mir wünschte, aber ich nahm sie dennoch an, und zeigte in meiner neuen Lage, denn ich wollte beweisen, daß ich auch durch eigene Kraft fortzukommen vermochte, einen Eifer, einen Fleiß, der nicht nur Andere, sondern sogar mich selbst in Erstaunen setzte.

Meine freundlichen Leser sehen mich jetzt zur Strafe meiner Sünden, wie klein oder groß diese nun auch immer sein mochten, verurtheilt, vom Morgen bis zum Abend am Pulte unter Papieren zu schwitzen, wobei ich denn recht oft von ganzem Herzen den fränkischen Adelstolz, die russischen Schlitten und die holländischen Speculationen zu

allen Henkern wünschte. Ich sah meine Mutter nur Abends, aber ich sah ihre Augen jetzt freudiger leuchten als zuvor, und wenn ich auch zuweilen Lust empfand, meine Ketten zu brechen, hielt mich die Betrachtung, daß ein solcher Schritt ihr Kummer verursachen würde, doch immer davon ab. —

Unsere Lebensweise war höchst einfach, und nur selten gewährten wir uns ein Vergnügen, aber mein Einkommen, so spärlich es auch war, vermehrte doch das ihre, und so leuchtete es mir mit jedem Tage immer mehr und mehr ein, daß ich mein jetziges Verhältniß nicht aufgeben dürfe. — Wenn ich so meine leichte Börse betrachtete, dachte ich nicht selten an St. Hilaire und an mein Benehmen gegen ihn. Ich erinnerte mich der verächtlichen Winke, mit denen ich auf seine Armuth angespielt hatte, und ich schämte mich ihrer. Auch ich war jetzt arm, aber ich war nicht weniger stolz, und so begann ich seinen damaligen Uebermuth zu entschuldigen. Es lag übrigens klar am Tage, daß er, der einst dem reichen Kaufmanne die Hand seiner Schwester versagt hatte, jetzt den armen um so unbedenklicher zurückweisen würde. Claudine und ich aber wurden mit jedem Tage älter, und hätten wir nur in eben dem Grade reicher werden können, hätten wir uns wahrscheinlich aus seiner Einwilligung nichts gemacht.

Die Ursache, warum meine Mutter so in mich gedrungen hatte, in meine jetzige Lage zu treten, sollte ich indeß bald erfahren. Als mich der Zufall zu einer ungewöhnlichen Stunde in ihre Wohnung führte, sah ich mehremal meinen Onkel aus derselben treten. Unser Begegnen schien ihn anfangs bestürzt zu machen; nach und nach aber schien er sich daran zu gewöhnen, ja, er spendete mir endlich sogar einen halbgnädigen Gruß. Ich erwiderte die Artigkeit, machte aber keinen Versuch mich ihm zu nähern; durch eine dritte Person erfuhr ich indeß, daß er meine Mutter oft besuche, und wäre mir dies auch nicht gesagt worden, hätten mich doch die größeren Bequemlichkeiten und besseren Möbel im Hause meiner Mutter überzeugen müssen, daß sie außer unserem spärlichen Einkommen auch andere Hilfsquellen haben müsse. —

Dies war ein Balsam für mein Herz, nicht daß ich etwa Hoffnung für mich selbst darauf gebauet hätte, sondern weil ich wußte, daß die Aus-

söhnung mit ihrem Bruder meiner Mutter unendliche Freude verursachen müsse, und ihr in jeder Rücksicht von großem Nutzen sein würde. Den Gesetzen nach war ich zwar der Erbe meines Oheims, aber er hatte durch ein Testament einige Monate vor dem Tode meines Vaters, mich und meine Mutter von seiner Erbschaft ausgeschlossen. Eine Ausöhnung konnte ihn vielleicht bewegen, in Rücksicht seines letzten Willens eine Abänderung zu treffen, aber mein Unglück hatte mich die Welt genugsam kennen gelehrt, als daß ich darauf große Hoffnungen gebauet hätte. Meine Mutter aber bildete tausend Pläne, sie war überzeugt, daß meine Thätigkeit meinen Onkel völlig versöhnen, und ihn bewegen würde, mich in sein Haus zu nehmen und mich als Erben seiner Reichthümer anzukennen. —


Ich hatte andere Entwürfe, aber ich that als bemerkte ich nichts, was im Werke sei, und ließ sie ihren Plan ruhig verfolgen. Unterdessen aber ward mir meine mechanische Sclavenarbeit mit jedem Tag unerträglicher, denn nur Petersburg — und nur immer Petersburg lag vor meinen Blicken, obgleich ich dort am allerwenigsten eine untergeordnete Rolle hätte spielen mögen.

Wie weit aber auch meine Gedanken schweiften; die näheren Aussichten meiner Mutter schienen sich realisiren zu wollen. Mein Onkel lud sie und mich mehreremal zum Mittagessen bei sich ein, und wenn ich auch gleich nicht große Ursache hatte, mich über den Empfang, der mir dort ward, zu freuen, denn er schien immer noch wenig Notiz von mir zu nehmen, war mir doch dies Betragen lieber, als wenn er ein besonderes Wohlgefallen gegen mich gezeigt hätte. Daß dies nicht der Fall war, davon glaubte ich überzeugt zu sein, bis ein Bekannter, dessen Aufrichtigkeit ich nicht in Zweifel ziehen konnte, mir unter der Hand steckte, daß, wie kalt auch in meiner Gegenwart des Oheims Benehmen gegen mich sei, er sich dennoch in meiner Abwesenheit günstig, wie ein Vater, über mich geäußert habe. Ich begann nun in der That selbst zu glauben, daß ein ferner Sonnenstrahl meinen Lebenspfad wieder einigermaßen beleuchten würde, und wenn ich gleich meine Erwartungen in keine feste Form zu bringen vermochte, machten sie mir doch die Last, die auf mir lag, mit jedem Tage leichter.

Auch war sie in der That, trotz ihrer Schwere, noch erträglicher, als die manches anderen meiner Collegen. Unter diesen befand sich ein junger Franzose, Namens Baudreuil, der uns von einem bedeutenden Hause in Rouen empfohlen worden war. Seine Talente schienen nur beschränkt, aber sein Fleiß, seine Ausdauer kannten keine Grenzen. Er lebte fast von der Luft, trank nie Wein, und nahm durchaus an keiner Lustbarkeit Theil. Gegen die Gewohnheit seiner Landsleute war er ungemein ernst; er ward für stolz gehalten, und da er arm war, fand man das unrecht, und nur Wenige konnten ihn leiden. Ich hatte um Claudinens Willen eine gewisse Vorliebe für alle Franzosen, und ich legte diese dann und wann in Rücksicht seiner an den Tag. Diese stieg aber noch mehr, als ich erfuhr, daß er früher eine Reise nach Petersburg gemacht, und dort Claudinen gesehen habe. Es war durchaus unwahrscheinlich, daß sein Stand ihm erlaubt hatte, die Gesellschaften zu besuchen, in denen sie sich bewegte, aber ich fand dennoch das größte Vergnügen in der Unterhaltung mit jemand, der sie auch nur gesehen hatte, und so ward mir der Umgang mit ihm mit jedem Tage lieber. Ich glaubte bald zu bemerken, daß er wohl nicht immer Kaufmann gewesen sei; in dieser Rücksicht aber konnte ich ihn zu keinem Geständniß bringen. Einmal nöthigten ihn seine beschränkten Geldverhältnisse mich um ein kleines Darlehn zu bitten, ich konnte an den Thränen in seinen Augen sehen, welchen Kampf ihm dieses kostete. Aber auch bei dieser Gelegenheit zeigte er mir kein größeres Vertrauen, so daß ich zurückgeschreckt ward, weiter in ihn zu dringen, und ein seltsames Verhältniß unter uns einzutreten begann. Wir achteten uns jetzt mehr, als zuvor, aber wir waren gewissermaßen kälter gegen einander. Ein anderes schmerzhaftes Gefühl ward durch ihn in meiner Brust erweckt.

(Schluß folgt.)

Die Verlobten.

 Almont, ein junger Obriste, war in einer der friedlichen Perioden des kriegerischen Zeitalters von

1796 bis 1813 mit Hortensen d'Orville, der lebenswürdigen und reichen Tochter eines Edelmanns verlobt, der an der Loire weitläufige Besitzungen hatte. Julien war als Sohn eines benachbarten Freundes fast mit Hortensen erwachsen, das heißt: er hatte als Jüngling unter seinen Augen die liebliche Rose sich entfalten sehn, die ihm die Freundschaft der Aeltern einst bestimmte. Leidenschaftlich von Charakter, liebte er sie seit dem frühesten Alter mit süßlicher Glut, und Hortense, dazu angewiesen, ihn als ihren Verlobten zu betrachten, erwiderte seine Gefühle mit aller Unschuld eines liebenden Herzens; dennoch überkamen beide dem Schmerz einer unvermeidlichen Trennung, denn Balmont war berufen zur Bahn der Ehre, und die schöne Hortense in begeisternder Liebe zum Vaterlande, für welches kein Opfer zu schwer fallen durfte, erzogen. So konnte es ihre Neigung für den jungen Helden nur vermehren, als eine fast an Tollkühnheit gränzende Bravour, und ein ihm ausgezeichnet günstiges Glück diesen fast im Fluge von einer Ehrenstufe zur andern trug, und er sich zuletzt auf derjenigen befand, die für sein Alter kaum zu erwarten gewesen war. Oft war sein Blut in Strömen geflossen, er war mit ehrenvollen Narben geschmückt, aber nie war er lebensgefährlich verwundet worden — es schien als umschwebe ihn das Gebet der reizenden Braut als Schutzengel. Die Hitze der Jugend war bei Erfahrungen so ernster Art endlich einigermaßen gekühlt, und seine Liebe, die sich nun bald am Ziel der Wünsche erblicken sollte, gediegner — still glühender worden. Ein Hauptzug seines sonst sehr edlen und männlichen Charakters war Eifersucht, der Dämon, der an der Blüte der menschlichen Glückseligkeit im Verborgnen nagt, und das Herz polypenartig einzuengen pflegt. Immer war er voll Besorgniß gewesen: ob ihm auch das Herz der jungen Verlobten, bei diesen Entfernungen und Abwesenheiten, eine unwandelbare Treue bewahren werde? Freilich berechtigten ihn die süßen, Unschuld, Natur und Zärtlichkeit athmenden Briefe der Geliebten zu der schönsten Gewißheit — zwar lebte sie in dem Paradies einer ländlichen Stille und Einsamkeit, dem keine Schlange der Verführung, keine zischende Natter der Verläumdung nahe. Denn wiewohl sie im 16. Jahr eine tugendhafte Mutter verloren hatte, so lebte sie doch unter dem Schutze

eines eben so erfahrenen als edeln und zärtlichen Vaters, dem der Jüngling ebenso zugethan war. Thöricht war daher seine Furcht, und unnöthig die marternde Unruhe die er empfand; allein von Natur zur Eifersucht geneigt, durch manches unwürdige Beispiel über den Flattersinn und die Unbeständigkeit der Frauen belehrt, konnte er keine Ruhe finden, bis er durch irgend eine hinreichende Probe von Hortensens Beständigkeit, von ihrer über jeden Zufall erhabnen Liebe sich überzeugt habe. Dieser Gedanke ward vorherrschend in seiner Seele, er begleitete ihn aufs Schlachtfeld, und in das Lager, ja er ward endlich zu einer Leidenschaft in seiner Brust, die wie der Stab Aarons alle andere Leidenschaften, gleich einer Schlange, in die er sich verwandelte, verschlang. Durch eine abermalige Verwundung zu einem kurzen Ruhepunkt gebracht, bildete er diese Ideen immer lebhafter aus, und theilte sie endlich einem seiner besten Freunde, einem jungen Offizier mit, der aus gleicher Veranlassung jetzt seine Ruhe theilte. Aber der gutmüthige, zutrauliche und offene d'Arbois war weit entfernt, seine Ansichten und Pläne zu billigen, ja er rieth ihm davon ab, sein Schicksal gleichsam auf die Spitze zu stellen. Weit entfernt ihm Gehör zu geben, hatte indeß Balmont seinen Entwurf ausgeführt; die liebende Hortense hatte eine falsche Nachricht von ihm erhalten, und war überredet worden, er habe in der letzten Schlacht das Unglück gehabt, ein Auge zu verlieren, welches ihn auf die übrigen Tage seines Lebens gräßlich entstellen werde. Er selbst hatte ihr diese traurige Nachricht bestätigt, und ein inniges Bedauern über seine Verunstaltung geheuchelt. Arbois erfuhr das alles, als beide bereits von ihren leichten Wunden genesen, und mit einander auf dem Weg waren, an die ihnen beiden wichtigen und theuern Ufer der Loire, wo Balmont zu seiner Verlobten, Arbois zu dem Mädchen seiner Wahl eilen wollten. Dennoch war von Hortensen keine Antwort auf jenen Bericht erfolgt, und mehr als je gewann die Zweifelsucht in seiner Seele die Oberhand; in dieser Stimmung bekannte er dem wackern Freund, was er gethan hatte, und dieser schalt ihn so sehr darüber aus, als er es verdiente.

„Wer hat Dir zu einem so albernem Streich gerathen?“ sagte er, „warum erlaubst Du Dir eine Unwahrheit, um das zarte Herz zu ergründen, des-

sen Offenheit Dir von Jugend an bekannt ist? warum ahmst Du den Versucher nach, und entlockst Thränen des Schmerzens, wo man Dir mit Entzücken entgegen sieht? wie! wenn Hortense, wenn ihr Vater die Wahrheit erfahren hätten, was müßten sie von Dir und diesem unwürdigen Benehmen denken? überdies ist sie noch nicht Deine Frau! — Leg einmal die Hand aufs Herz und frage Dich, wie Du die Nachricht aufgenommen hättest, daß die schöne Hortense unterdeß die Blattern gehabt, und von ihnen furchtbar entstellt, ein Auge verloren hätte? — wie Du eine solche Nachricht — zum Scherz zur Probe gegeben, aufnehmen und Dich in der Folge verhalten würdest?“ Balmont wollte Einwendungen machen, aber Arbois fuhr fort:

„Ich mag keine Liebe ohne Vertrauen. Ich lernte Victoire von Arnfeld in dem nordischen Kriege als Waise in dem Hause eines reichen Vormunds kennen, der das wohlhabende und herrliche Mädchen seinem Sohn, einem tölpischen Landjunker, bestimmte. Uns kennen lernen und lieben ward eins, sie versprach die Meine zu werden. Gern hätte ich sie entführt, aber man fand Mittel, sie in engen Gewahrsam zu bringen, und mich rief die Pflicht von ihr hinweg. Nichtsdestoweniger traue ich ihrem Wort, ihrer Zusage, ihrer Liebe — ich bin bereit, auf den Flügeln der Liebe zu ihr zu eilen, und keine Furcht, ihr Herz verändert zu finden, kann mich quälen, denn nur Vertrauen ist die edle, die wahre Liebe.“

Balmont spottete seines gutmüthigen Freundes und belächelte seine Schwäche, bald aber fand er Ursache, über sein eignes Verhältniß ernst zu werden, denn nicht nur verweigerte man ihm den Eingang in das Haus des Baron d'Orville, sondern die Nachricht kam ihm überall entgegen, daß Hortense seit kurzem die Braut eines jungen gasconischen Edelmanns sei, der unter dem Namen Victor de St. Clair bei ihrem Vater lebe. Jetzt glaubte Balmont, wiewohl wüthend vor Schmerz, die Entdeckung gemacht zu haben, die er stets befürchtet hatte, daß Hortense falsch und treulos sei, wie die meisten ihres Geschlechts; ja er ging in seinem Wahn so weit, sich Glück zu wünschen, daß diese ihm noch in Zeiten durch seine Klugheit geworden sei. Dennoch blutete sein ganzes Herz, denn Hor-

tense war in sein Leben gewachsen und er empfand, daß selbst die Kränze des Ruhms ohne sie keinen Reiz für ihn hatten; daher wollte er die Treulose nur einmal noch sehn, jezt das falsche Pflaster vom Gesicht reißen, sie mit seinen beiden blißenden Augen ansehen, und ihr ihren Irrthum, ihren Wankelmuth recht fühlbar machen, dann — sich auf immer von ihr lossagen, und — verachten. Aber jenen unedeln Gasconer — jenen vermessenen Victor de St. Clair — den wollte er züchtigen für seine Niederträchtigkeit, ihm die Braut zu entführen, und nur in seinem Blut wollte er diesen ihm angethanen Schimpf abwaschen. D'Arbois sein Freund konnte nicht abschlagen, ihm bei dieser Ehrensache zu secundiren, und so zwang er diesen, ihn zu dem Baron d'Orville zu begleiten, indem er sich nicht abweisen ließ, mit demselben zu sprechen. Die beiden Freunde wurden empfangen, da das entstellende Pflaster noch auf der einen Hälfte von Balmonts Gesicht lag, konnte sich der ehrwürdige Alte des Lächelns kaum enthalten, als er ihm mit der ihm eignen Herzlichkeit entgegenkam.

„Sie haben durchaus mit mir zu sprechen begehrt, Balmont“ sagte er „hier bin ich! wollen Sie mich genauer über ein Unglück belehren, welches so hoffnungslos ist, daß mir es unmöglich wird, Ihnen meine Hortense zu geben. Ich appellire an Ihren Edelmut, Balmont, einem Schenden verlobte ich meine Tochter — keinem Einäugigen, ich bedaure Sie, und halte mich meiner Zusage entbunden!“

„Und Hortense — ist's möglich, daß sie mir ihre Liebe entziehen kann, weil ich unglücklich ward?“ stammelte Balmont mit unterdrückter Wuth.

„Von Hortensen ist hier die Rede nicht“ versetzte der Vater gelassen, „aber mit ist das Glück ihres Lebens anvertraut, da sie zu jung und zu leidenschaftlich ist, um dafür zu sorgen. Ich fühle mich berechtigt mein Wort zurück zu nehmen, und als eine gehorsame Tochter ward Hortense — die Braut des Herrn v. Clair, der zwei gesunde Augen und ein sehr offnes Gemüth besitzt! —“

„Nimmermehr!“ brach jezt der Obriste voller Verzweiflung aus, „ich würde diesen Frevel blutig an ihm rächen. Lassen Sie mich zu Hortensen, ich will ihr alles gestehen! ja Herr v. d'Orville,“

setzte er hinzu, das Pflaster abreißend, und von sich werfend, „ich bin nicht einäugig, ich gab mein Unglück bloß vor, um Hortensen zu prüfen! und ich habe Recht gehabt, mich noch in Zeiten von ihrem Wankelmuth zu überzeugen.“

„Ich wünsche Ihnen Glück zu der Erhaltung Ihres Auges!“ antwortete Drville kalt, „aber vergessen Sie nicht, daß, wenn es erst der Vater war, der es dem Glück des Kindes schuldig zu sein glaubte, seine Zusage zurückzunehmen, es jetzt Hortense selbst sein wird, die sich überzeugt, daß ein Mann von so wenig Vertrauen zu ihr derjenige nicht ist, dem sie sich überlassen kann. Um so mehr wird sie den liebenswürdigen St. Clair dazu geeignet finden! doch sie entscheide selbst — tretet ein, meine Kinder!“

Zitternd, mit wechselnder Farbe und gesenkten Blicken erschien die mit blühenden Reizen geschmückte Hortense am Arm eines schönen Jünglings, der kaum den Kinderjahren entschlüpft zu sein schien. „Knabe!“ rief Balmont ihm verächtlich zu, warf sich aber von Hortensens Liebreiz überwunden, reuig zu ihren Füßen, von Liebe und Verzeihung stammelnd. Indessen that d'Arbois einen lauten Schrei, und — riß den schönen Jüngling mit dem Ungestüm des Entzückens an seine Brust. „Was seh' ich, o Himmel, was seh' ich! — meine Victoire! meine treue, geliebte, liebenswürdige Victoire! — Wie konntest Du Deinem Tyrannen so glücklich entkommen? — wie find' ich Dich hier so unerwartet — in dieser Bekleidung? — ach! gewiß hast Du sie aus Liebe für Deinen Arbois angelegt! und nun bist Du mein — mein auf ewig, meine süße, meine treue Victoire!“

„— Ja — ja guter Arbois!“ (versetzte diese) „Dir meine Zusage zu halten, fand ich Mittel in dieser Kleidung zu entkommen. Ich floh zu dem erprobten Freund meiner verstorbenen Aeltern, zu dem edlen d'Drville, gewiß, Dich unter seinem Schutz wieder zu finden. Er nahm mich als Vater auf, und diese meine liebenswürdige Freundin ward meine Schwester. Uebrigens Herr Obrist!“ (setzte sie mit einer genialen Verbeugung hinzu) „kommt der ganze Plan der kleinen Comödie, die wir uns mit Ihnen zu spielen erlaubten, von mir her, und Sie werden mir diese Rache vergeben, wenn Sie überlegen, wie blutdürstig Sie gegen mich waren,

und wie selbst mein Geliebter gegen mich auftreten sollte, um Ihnen zu secundiren. Zumal verdiente Ihr Mißtrauen gegen dieses edle Herz, das nie aufgehört hat für Sie zu schlagen, das Ihnen im wirklichen Unglück eben so ergeben geblieben wäre, als im Glück, diese kleine Zurechtweisung.“

„— Ja, Obrist Balmont“ (setzte d'Drville hinzu) „Hortense hat nie aufgehört Sie zu lieben, und nur Schmerz und Betrübniß konnte die Unwahrheit, die Sie sich erlaubt haben, ihr verursachen; keinen Wechsel ihrer Gesinnungen. Das Auge des Vaters durchschaute Ihren Frevel, denn ich kannte Ihren Character — die Nachricht, daß Sie mit einigen leichten Verwundungen aus der letzten Schlacht zurückgekehrt waren, kam Ihrer Fabel zuvor, und ersparte Hortensens Bärtlichkeit einen tiefen Schmerz, um ihrem gerechten Selbstgefühl eine bittere Kränkung zuzuziehn. Forschen Sie jetzt, ob sie Ihnen verzeihen, Ihnen das erste Vertrauen wieder geben kann, ich, ihr Vater, verweise Sie zur Geduld, denn nie werden Sie Hortensen zur Gemahlin erhalten, bis Sie Ihre Sünde an diesem reinen Herzen sattfam gebüßt, und sich gebessert haben!“

Balmont fühlte sich jetzt vernichtet, und konnte nichts thun, als sich an Hortensens Großmuth wenden, da er die verzeihende Liebe in den Blicken las, womit sie jetzt seine beiden strahlenden Augen betrachtete, obgleich ihr Mund dem Willen des Vaters beipflichtete.

„Was Euch betrifft, meine Freunde“ fuhr d'Drville fort, zu Arbois gewendet, der den jungen Gascogner umschlungen hielt „so hat Euer gegenseitiges Vertrauen, Eure erprobte Treue wohl verdient, daß ich, der ich jetzt Victoirens Vormund bin, Euch für immer vereine, und damit wir doch eine Hochzeit haben, so wollen wir noch heute die Eurige feiern.“

„— Und mein armer Balmont, gütigstes Papachen!“ fragte d'Arbois, dem es schwer fiel, allein glücklich zu werden.

„— Mag sich an die Hoffnung halten, die ich ihm übrig lasse!“ antwortete d'Drville.

„— Nein, nein! bester Freund, mein zweiter Vater!“ rief jetzt Victoire, sich ihm um den Hals werfend „das geht nicht! ich habe den Knoten geschürzt, lassen Sie mich ihn lösen. Balmont ist

edel, er wird Ihre Güte fühlen, und sein Glück verdienen — lassen Sie mich mit Hortensen zugleich zum Altar treten, denn ich schwöre nur dann glücklich zu werden, wenn sie es auch ist!"

„Papa! Papa!“ stürmte Arbois von der andern Seite „das Leben ist kurz, und die Tage des Kriegers gemessen! erfüllen Sie unsre Bitte — lassen Sie morgen zu Ihrem Geburtstag — o! ich habe den schönen Tag nicht vergessen, zwei glückliche Paare verbinden! —“

Balmont und Hortense waren jetzt zu den Füßen ihres Vaters neben einander hingekniet, und schweigend baten ihre Thränen.

„Wenn Ihr Euch alle gegen mich verschwört,“ sagte der gerührte Vater, „so muß ich freilich überwunden werden. Nun dann, ich verzeihe Dir Balmont! aber vergiß in der Folge nie, daß ohne Vertrauen keine Liebe und kein Glück bestehen kann.“

Schlichte Lieder.

von

Emanuel *)

Motto.

Das ist's, was an der eig'nen Brust
Mich oftmals läßt erstaunen:
Daß bald von Schmerzen, bald von Lust
Sie singt nach ihren Launen.

Zur Einleitung.

Mein Herz es ist ein Gärtchen fein,
Drin blühen Ros' und Veilchen,
Auch hüpfen munt're Vögelein;
O schaut hinein ein Veilchen!
Drin ist ein Duffen und Blüh'n,
Ein Hüpfen und ein Springen,
Die Vögel in dem thau'gen Grün
Ihr frohes Liedchen singen.
Und ich darin der Gärtner bin,
Zwar noch nicht viel erprobet,
Doch schaffet er mit ernstem Sinn,
Daß ihn sein Gärtchen lobet.
Zwar Disteln stehen auch zur Schau,
Man wird auch Nesseln finden,
Vor Rosenroth und Veilchenblau,
Wird wohl das Unkraut schwinden.
Es zwitschert lustig mancher Spatz,
Die Lerche singt dazwischen;
Si nun! man läßt dem kleinen Maß
Die Lust in grünen Büschen.

*) Diese Gedichte haben einen jungen Mann zum Verfasser, der durch seine früheren dichterischen Erzeugnisse unter dem Titel: „Stimmen der Treue,“ nicht nur ein Talent verrathen, das zu erfreulichen Hoffnungen berechtigt, sondern auch seine patriotischen Gesinnungen verräth, und der nicht zur Zahl derjenigen gehört, die in den Tagen der Anarchie im feindlichen Lager Marketenberdienste zu leisten bereit waren. Es giebt dergleichen Reimer, deren Nachwerk das Herz des Lesers kalt läßt, weil ihre Verse nicht aus einem begeisterten Gemüth geflossen, und nur die Erzeugnisse einer verächtlichen Berechnung sind, wovon der wahre Dichter keine Ahnung hat. R. M.

Roth-Röslein.

Roth-Röslein stand im Garten
Und blühte wunderschön;
Und tausend Buben hartten,
Die mochten gern es sehn;
Roth-Röslein blieb verborgen,
Geschützt von Dorn und Laub,
Und für der Buben Sorgen
Da blieb Roth-Röslein taub.

Es kommt ein Bursch' gegangen;
Wie golden weht sein Haar,
Wie glühen seine Wangen,
Wie blitzt sein Auge klar;
Da thät er feck denn fragen:
Was wollt' Ihr Burschen da?
„Roth-Röslein blüht im Hagen,
Doch sind auch — Dornen da!“

Das hört der Bursch'. Muß blicken
Wohl in den Dornenstrauch;
Welch wonniges Gutzücken,
Welch ein balsam'ischer Hauch!
Roth-Röslein flüstert lüde:
„Komm', komm', was zögerst Du!“
Es theilt den Strauch geschwinde:
Roth-Röslein nickt' ihm zu.

Auf dem Friedhose.

Ich ging auf dem Friedhof svazleren
In Träumen auf und ab;
Ich sah verfallene Gräber,
Ich sah manch offenes Grab.

So waren dem offen die Wunden,
Den hier man zur Ruh gebracht; —
O wohl ihm, all' sind nun vernarbet,
Die Neid und Arglist gemacht.

So hat man Dich begraben
Tief in der Erde Schooß;
Doch macht mir das noch Freude:
Man thät's mit dem Körper bloß;

Denn Deine letzte Thräne
Dein letzter Blick voll Schmerz,
Dein letztes sterbend Lächeln
Begrub sich in mein Herz.

Abendlied.

Allüberall ist Frieden,
Allüberall ist Ruh;
Mein Herz will nicht ermüden,
Mein Herz nur pocht noch zu.
Durch alle Wipfel flüstert
Ein stilles Nachtgebet,
Am Himmel ungedüstert
Der Sterne Funkeln weht,
Der sanfte Mond ergießet
Sein Silber durch die Luft,
Oh' sich die Blume schliefet
Verstreut sie ihren Duft.
Und Alles deckt hienieden
Ein sanfter Schlummer zu,
Allüberall ist Frieden,
Allüberall ist Ruh.
Ich aber ich muß eilen
In ungewisser Pein;
Und nirgend kann ich weilen
Und nirgend fröhlich sein,
Und meine Brust wogt höher

Dem süßen Bilde zu,
Doch nimmer kommt es näher,
Und nimmer wird mir Ruh;
Es rinnen meine Thränen,
Doch sind vergebens sie;
Es klaget wohl mein Sehnen,
Doch ach! gestillt wird's nie.
Mein Herz will nicht ermüden,
Mein Herz pocht ewig zu,
Und doch ist ringsum Frieden
Und doch ist ringsum Ruh.
O armes Herz, lern' warten!
Nicht bleibt es ewig so!
Dort oben blüht ein Garten,
Dort oben bist Du froh;
Dort oben ist ein Flößern,
Dort oben ist ein Klang,
Und Alles lauschet lüftern
In stummer Wonne bang';
Und alle Wipfel rauschen,
Und alle Zweige weh'n,
Und alle Ohren lauschen,
Und alle Augen sehn;
Warst lange auch hienieden
In trübem Leide Du,
Dort oben ist der Frieden,
Dort ist die ew'ge Ruh.

Bücherchau.

Die bürgerlichen Rechte der Juden und Dissidenten vor dem Forum der Ersten Kammer. Nach den Druckschriften der Kammer und dem stenographischen Berichte. Berlin, 1852. W. Adolph u. Comp.

Die stenographischen Berichte der Verhandlungen der beiden Kammern sind zwar immer im Druck erschienen, indeß haben sie so wenig Theilnahme bei dem Publikum erregt, daß sie gleichsam nur als Surrogat für Handschriften galten; sie zu kaufen hielt selbst derjenige, welcher kein Bedenken trug unnütze Ausgaben zu machen, doch für eine zu große Verschwendung und war man hinlänglich damit zufrieden, wenn die Zeitungen davon je nach der Richtung, welche der Redacteur eingeschlagen, Fragmente lieferten.

Um so auffallender ist die Erscheinung des vollständigen Abdrucks der Verhandlungen über die bürgerlichen Rechte der Juden und Dissidenten, zumal da sie kein weiteres Resultat geliefert haben, als daß darüber zur Tagesordnung übergegangen ist.*)

*) Der Korrespondent aus Berlin in der Zeitschrift Europa (m. s. Nr. 31) weiß zwar das Gegentheil. Diese

Es scheint darin die Absicht zu liegen, das Publikum zu Gunsten derjenigen zu stimmen, welche gegen den Antrag des Dr. Klee, die Juden und Dissidenten von dem Zutritt zu Aemtern, mit denen die Ausübung einer richterlichen, polizeilichen oder executiven Gewalt verbunden, in einem christlichen Staate auszuschließen, eine so heftige Opposition gemacht, an deren Spitze sich der Buchhändler Dr. Weit gestellt und, wie aus diesem Abdruck des stenographischen Berichts ersichtlich, von der Linken mit lautem Beifall überschüttet worden ist. Dieser Abdruck ist von einem Glaubensgenossen des Dr. Weit veranstaltet worden, und es leidet keinen Zweifel, daß er unter solchen dabei seine Rechnung finden wird, ob aber dadurch der Hauptzweck, der Emancipation der Juden noch eine größere Ausdehnung zu verschaffen, erreicht werden dürfte, ist in hohem Grade problematisch und es ist anzunehmen, daß über solche Anmaßung die Mitglieder der Kammern beider christlichen Confessionen, der

Broschüre straft ihn zwar Lügen, wie dies oft schon mit solchen Korrespondenznachrichten in der Europa, dem Morgenblatte und andern Blättern der Fall gewesen ist, aber eine böse Angewohnung läßt sich nicht so leicht ablegen, und man ermüdet nicht — gehässige Unwahrheiten drucken zu lassen.

katholischen und der evangelischen, so verschieden auch ihre religiösen Ansichten sein mögen, darin einverstanden sein werden, daß die Mitgliedschaft in den Kammern, so wie die Ernennung zu den erwähnten Aemtern, nur auf Bekenner des Christenthums beschränkt sein muß. Von den Dissidenten ist eigentlich fast gar nicht die Rede gewesen, und es ist auch keineswegs von ihnen solche Anmaßung zu besorgen, wie von den Juden. Diese bilden nur Secten, welche, wenn ihre Lehrsätze die Sicherheit des Staats gefährden, unterdrückt werden können, und auch unterdrückt worden sind, wobei man den Grundsatz Friedrichs des Großen befolgt, ihnen so lange keine Hindernisse in den Weg zu legen, bis sich eine gefährliche Tendenz kund giebt; denn da schritt er, bei aller Toleranz, energisch ein, wie z. B. gegen den Johann Paul Philipp Rosenfeldt, der am 8. November 1782 den Staupenschlag empfing, und dann zu lebenslänglicher Festungsstrafe nach Spandau gebracht wurde. Bei den Juden waltet aber ein ganz verschiedenes Verhältniß ob, sie haben seit undenklichen Zeiten freie Religionsübung genossen, und man hat ihnen nach und nach alle ersinnlichen Vergünstigungen gewährt; wenn sie solche zu mißbrauchen sich erdreisten, so kann man ihnen nicht wie andern Dissidenten die Ausübung ihres religiösen Cultus untersagen, und um so mehr wird daher in einem christlichen Staat darüber gewacht werden müssen, daß sie nicht die ihnen erwiesene Humanität mit dem schändlichsten Undank vergelten.

Dieser stenographische Bericht wird daher statt der bezweckten Absicht bei dem großen Publikum, hauptsächlich in den alten Provinzen, eine entgegengesetzte Wirkung erzeugen, und eine Aenderung in der Wahl der beiden Kammern herbeiführen, wo ähnliche Debatten, die nur zu neuen Zerwürfnißen Anlaß geben, unmöglich gemacht werden, eingedenk des Ausspruchs Friedrichs des Großen:

„Ist ein Fürst verpflichtet, selbst seine Person zum besten seiner Unterthanen zu opfern, so muß er noch vielmehr Verbindlichkeiten opfern, deren Fortdauer ihm schädlich werden können.“

Es werden schon überall Stimmen laut, welche zu den Kammern, wie sie jetzt bestehen, kein Vertrauen hegen, ein großer Theil der sechszehn Millionen hat sich überzeugt, daß ihm dieselben keine wesentlichen Vortheile gebracht haben, noch in der Folge bringen werden, dagegen fühlt er die enormen Kosten, zu welchen der Aermste beisteuern muß. Selbst diejenigen, welche wohl nicht ganz ohne Grund Manches zu tadeln fänden und Abhülfe wünschten, gestehen es ein, daß sie aus dem Regen in die Traufe gekommen sind, und es ist schon die Frage: „Kammern oder nicht Kammern?“ in öffentlichen Blättern zur Sprache gebracht worden*) — r.

*) In der neuesten preussischen Morgenzeitung „die Zeit“ ist diese Frage in Versen von drei verschiedenen Dichtern aufgeworfen worden. Als charakteristisch werden dieselben in einer folgenden Nummer der Abendzeitung geliefert werden.

Feuilleton.

Epigramme.

Motto:

Beißig ist Manches und scharf, doch schadet es
hoffentlich Niemand —
Krag' sich nur Jeder nicht gleich, wenn er ein
Zucken verspürt.

Gelahrte Herren.

Wüßtet ihr, was ihr nicht wißt, so wüßtet ihr, daß
ihr noch nichts wißt,
Trügt nicht die Nasen so hoch und den Ver-
stand nicht so tief.

Jeremiade.

Weh! ein leidig Geschlecht, nur Freche und Heuch-
ler noch giebt es:
Wich der wahrhaftige Stolz denn aus der
menschlichen Brust?

Der Mann und die Menge.

Frei in dem Sturme der Zeit bewahret der Mann
seine Würde;
Nur die Heerde sie folgt willig dem blökenden Bock.

Die Partei.

In die Parteien hinein stürzt gern sich die mensch-
liche Schwäche;
Denn was Einer nicht kann, wagt doch die
Masse vielleicht.

Notiz. Von Ernst Fricke erscheint binnen
kurzer Zeit bei Urban Kern in Breslau eine pro-
saische Idylle „Groß Borne.“ — Das kleine
Werk trägt den Charakter ächt natürlicher psycho-
logischer Entwicklung und wird sich namentlich un-
ter der Damenwelt manche Freundin erwerben.
Wir machen schon im Voraus darauf aufmerksam.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Bruno Hinze in Leipzig.